

von OPITZ). Heute, in unsrer volksliedarmen Zeit, ist der Liedersänger ZUMSTEEG in den historischen Winkel gestellt. Tragik: «Was frag' ich viel nach Geld und Gut» lebt nicht in seiner Melodie, sondern in denen seiner Vorbilder MOZART und NEEFE weiter (letztere als Lieblingslied hohenlohischer Bauern noch in unserem Jahrhundert).

Die Arbeit von G. MAIER hat dokumentarischen Wert, auch für den Berufssänger.

Karl Aichele

Theologie vor Gericht: Wilhelm Koch

MAX SECKLER: Theologie vor Gericht. Der Fall WILHELM KOCH. Ein Bericht. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1972. 76 Seiten. Brosch. DM 12,80. (Contubernium. Band 3.)

WILHELM KOCH, geboren 1874 in Ludwigsburg, gestorben 1955 als pensionierter katholischer Priester in Tett nang, stand in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als Theologe vor dem kirchlichen Gericht. Als Professor für Dogmatik und Apologetik an der Universität Tübingen (1905–1914) wurde er regelrecht von der vorgesetzten kirchlichen Behörde «abgeschossen». Der «Fall» KOCH wurde lange Zeit vertuscht. Wenn er nunmehr in einer ausführlichen, auf reichem Quellenmaterial fundierten Studie aufgegriffen wird, wird nicht nur einem laueren Menschen posthume Gerechtigkeit zuteil, sondern es werden auch Verhaltensweisen kirchlicher Behörden aufgedeckt, die schlechthin zu verabscheuen sind.

SECKLER meint, der Fall sei u. a. auch ein abschreckendes Beispiel dafür, wie man Konflikte nicht austragen soll (*Ohne Erschütterung des Gemüts kann man die Schicksale, die hier sich bildeten, schwerlich aufnehmen*). Der Fall ist (jetzt) bereinigt, doch das Problem nicht gelöst. Das Problem: Theologie in ihrem Bezug, ihrer (abhängigen?) Stellung zur Kirche, das Problem: Theologie als Wissenschaft. Das war aber nicht nur 1905–1914 das Problem, sondern das ist es heute, wird es morgen immer sein. Wenn einer der Anwälte der Gegenseite KOCHS seit 1917 beklagt, KOCH, der mittlerweile Soldat geworden war, habe sein *gerechtes Schicksal im Felde immer noch nicht ereilt*, dann wird schrecklich nach außen sichtbar, welche Perversionen sich in derartige Verfahren einschleichen. Man legt das Buch eigentlich nur mit einem Dank beiseite: daß es heute möglich ist, so etwas zu schreiben und zu publizieren, ohne einen Bannstrahl fürchten zu müssen.

Wolfgang Irtenkauf

Die Welt im Spiegel des Humors

Der heiteren Muse verdankt OTTO ROMBACH sein jüngstes Werk, den Roman in Anekdoten «Peter, der Taxasgraf» (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 392 S., Ln. DM 28,-). Das Unvergeßliche eines im Weltlauf der Geschichte fast vergessenen Mannes steht hier im Mittelpunkt einer farbenkräftig schildernden Erzählhandlung, die im Stimmungston und Beschreibungsstil der Erinne-

rung dem Fabulieren, dem Witzigen und Abenteuerlichen, dem Humor einen breiten Spielraum gibt. Für ROMBACH, den profunden Geschichtskenner, wird freilich das private Schicksal des Tirolers Peter Prosch zu einem bemerkenswerten Fall, an dem sich der Widerspruch von Sein und Schein, von Wahrheit und Maske eines ganzen Zeitalters exemplifizieren läßt. So entsteht ein Epochenbild, aus Persönlichem gefügt, aus dem Lebensschicksal eines von jenen vielen, die nicht in den Brennpunkt historischer Aktualität gelangt sind. Der sichere Blick dieses einzelnen für seine Zeit mag zwar auch Irrtümer einschließen. Aber er sieht gleichwohl vieles, was andere nicht sehen. Und das vielleicht gerade deshalb, weil der – 1774 in Ried im Zillertal geborene und schon mit acht Jahren verwaiste – Peterl, der als Geißhirt seinen Träumen überlassen bleibt, früh auch mit traumhafter Sicherheit sein Talent entdeckt, anders zu sein als die anderen.

Meisterhaft lernt er eine Doppelrolle spielen. Eigentlich ist es nur eine einzige Szene, durch die er, noch kaum dem Knabenalter entwachsen, dazu den Anstoß bekommt: eine Begegnung mit der *großen Mutter und Kaiserin MARIA THERESIA* in Wien – eine Begegnung, die er dem originellen Einfall verdankt, den Damen und Herren in fernen Schlössern wie aus Gefälligkeit Innsbrucker Saffianhandschuhe mitzubringen. Als armer Händler gleichsam von der Straße weggeholt, treibt er nun bei Hof, wo er bald hier, bald dort sich so unbeholfen wie schlagfertig gibt, alle erdenklichen Possen und läßt sie mit sich treiben. Durch seine närrischen Späße aber wird er in den Residenzen des Rokoko von Wien bis Würzburg, von Köln bis Brüssel und Versailles als *ein letzter Hofnarr und zugleich der erste Hoftiroler* bei weltlichen und geistlichen Fürsten geradezu begehrt und beliebt.

Daheim jedoch, wo im Haus auf der Taxasflur seine Frau eine kleine Branntweinstube betreibt, läßt Peterl stolz und schmunzelnd sich den Taxasgrafen nennen. Er weiß, was Höflichkeit und Hofkostüm, auch die Erinnerungszeichen fürstlicher Gunst – wie eine noble Kalesche – zum Ruf der Vornehmheit eines Mannes beitragen. Selbst seine Neider bewundern ihn. Als er 1804 stirbt, hinterläßt er noch zum Nachruhm seines *wunderbaren Schicksals* jene (inzwischen vom Kösel-Verlag neu aufgelegten) Memoiren, auf die ROMBACHS Roman zurückgreift. Ein ungewöhnliches Rollenspiel also, das diese Schwankgestalt in der gekünstelten höfischen Welt zu einem entfernten Bruders des Gargantua, freilich den rustikalen Abkömmling eines Bergbauernstammes auch zum Idol einer in jener aufgeklärten Zeit von ROUSSEAU inspirierten, sentimentalisierten Natursehnsucht gemacht hat.

Die galanten und ungalanten Abenteuer Peterls leben verjüngt wieder auf in der Frische des Erzählens, das (wie einst in «Adrian, der Tulpendieb») noch dem scheinbar Verspielten und Zufälligen der oft zu sprunghafter Reihung gelockerten Szenen die Faszinationskraft des humorig Anekdotischen gibt. Die Erfassung des Stoffes von außen und von innen verbirgt jedoch keinesfalls hinter dem lachenden Schelmengesicht die nachdenklich reflektierenden Züge eines Mannes, der *gleichzeitig so*

gegensätzliche Bilder vor Augen hat. Denn die in ihrem Genußleben sich großmütig und herzensgut gebarenden Herrschenden, denen der Peterl Hände und Rocksäum küßt, verstricken ihn auch in ihre Bosheiten, ihre Lügen und Intrigen. So lernt er in seinem eigenen Handeln den Zwiespalt erfahren, der darin liegt, daß er, um über den geplagten Stand eines geringen Mannes hinauszukommen, gezwungen ist, im Guten wie im Bösen dem Handeln der Welt zu folgen. Man spürt gerade am Aufzeigen solcher Erfahrungselemente ROMBACHS Bedürfnis nach innerer Aufrichtigkeit, die die Not des Ausgeliefertseins an die Tendenzen einer Zeit nicht verschweigt, aber im Humor jene Fähigkeit zu distanzierender Selbstreflexion entwickelt, die den Menschen dem nur Zeithaften enthebt und dabei über das Mitdenken hinaus auch die Nachdenklichkeit fördert.

Geschichten und Anekdoten aus Schwaben bergen viel «Verschmitztes und Gewitztes», das ROLF BECKER in einen schmalen Band von Salzers Volksbüchern einbringt (80 S., Ppbd. DM 4,80). Die Lust am Karikieren von kleinen Schelmen und Sonderlingen wendet sich mit Vorliebe den noch unvergessenen Originalen aus Weinsberg und dessen weiterer Umgebung zu. Amüsierlich treibt schwäbisch-fränkische Knitzheit ihren Schabernack mit diesen Käuzen, wobei die hinter deren närrischer Maske sich verbergende Weisheit auf eine nichts beschönigende Weise zutage tritt. Die Schwänke und Schnurren, die ihre Pointen oft der Zugespitztheit keck gebrauchter Mundartwendungen verdanken, bewahren so die Unmittelbarkeit zum Leben, von dem sie erzählen. Auch geht in die munteren Verwicklungen, Entlarvungen und Entwirrungen dieser – von EBERHARD FRANK gefällig illustrierten – Eulenspiegelereien ein Zug von echter, liebenswerter Menschlichkeit ein.

Emil Wezel

Altvertrautes neu entdeckt

Die Gestalten der Antike, bei denen unser europäisches Denken ansetzt, sind auch in der Geistesgeschichte des Schwabentums zum Inbegriff des Humanen geworden: der innermenschlichen Erfahrung zeitüberhobener Werte angesichts der bewegten Zeitlichkeit des Lebens. Mit einem der großen Entdecker und Erforscher dieser lange unter Trümmern verschütteten antiken Welt beschäftigt sich FRANZ GEORG BRUSTGI (und huldigt so alter Griechenlandssehnsucht auf neuen Wegen) in der Biographie über «HEINRICH SCHLIEMANN» (München: Nymphenburger Verlagshandlung. 324 S., Ln. DM 28,-).

Anerkennung verdient vorab die Sachlichkeit, mit der, wie der Untertitel des Buches besagt, *das abenteuerliche Leben des Großkaufmanns, des Entdeckers und Ausgräbers von Troja, Mykene, Orchomenos und Tiryns aus den Quellen dargestellt* wird. Die zahlreichen Zitate aus Briefen, Tagebüchern, Berichten, Gesprächen tragen als Zeugnisse ehrlicher Selbstbesinnung und Selbstprüfung jedenfalls viel dazu bei, daß das kontrastreiche Bild von Person und Lebensleistung dieses – 1822 im Mecklenburgischen geborenen – Pfarrersohnes sich auch anläß-

lich seines 150. Geburtstags von der Pathetik subjektiver Wertungen freihält. Klar vor den Blick rückt damit das Ungewöhnliche im Charakter SCHLIEMANNs: die kreative Phantasie, die seit frühen Knabenjahren einem einzigen Traum, der Ausgrabung Trojas, nachhängt, in seltener Konsistenz mit der Nüchternheit eines Intellekts, der kein Mittel scheut, wenn es gilt, einen einmal gefaßten Plan zu realisieren. Vielleicht liegt darin der Grund für die ebenso gegensätzlich anmutenden Intentionen seines Handelns. Denn der aus der Enge und Armut heimatischer Verhältnisse in die Weite der Welt hinausdrängende Lehrling wird zum routinierten Kaufmann, der in Rußland ein riesiges Vermögen erwirbt, aber im besten Mannesalter Beruf und Land verläßt, um sich mit gleich zielstrebigem Eifer ausschließlich der Archäologie zu widmen.

Doch zeigt gerade die Darstellung dieser und der folgenden Jahre, daß der Erzähler BRUSTGI auch spannend zu berichten weiß. Mit Recht hebt er den sich zuspitzenden Meinungsstreit, ob HOMER je gelebt habe, als das nun eigentlich bewegende Element für die Suche nach Troja hervor. Die von SCHLIEMANN mit erstaunlichem Spürsinn geleiteten Ausgrabungen wurden darum zu einem Unternehmen, das, in umfangreichen Dokumentationen festgehalten, der wissenschaftlichen Forschung nach langgehegten Zweifeln neue, gesicherte Wege erschloß. Nicht weniger erregend schildert BRUSTGI jene Widerstände von staatlicher Seite, gegen die sich SCHLIEMANN und seine Förderer im griechisch-türkischen Grenzraum zu wehren hatten. Angesichts solcher Schwierigkeiten wurden die großen Augenblicke seines Erfolgs tatsächlich zu dramatischen Ereignissen. Kartenskizzen und Abbildungen erhöhen zusätzlich den Reiz des Einzigartigen dieser Entdeckungen und ihrer Funde, deren Zahl in die Tausende ging.

Ein epochemachendes Lebenswerk wird so in seiner spezifischen individuellen und historischen Bedeutung erfaßt. Das Buch, das SCHLIEMANN auf allen Wegen seiner äußeren und inneren Entwicklung bis zum Tode 1890 folgt, dürfte darum, wie Ceram gesteht, *das wohl beste sein, das bisher über diese schillerndste Persönlichkeit in der Geschichte der Ausgrabungen erschienen ist.*

Daß BRUSTGI selber den entdeckterfreudigen Blick des Sammlers für das Echte und Bleibende besitzt, zeigt die fast gleichzeitig erschienene Anthologie «Der heitere MÖRIKE» (Heilbronn: Eugen Salzer-Verlag. 180 S., Ln. DM 10,80).

Schon die komödiantischen Improvisationen, mit denen einst der Stiffler MÖRIKE seine Freunde ergötzte, sprechen für das – wenngleich oft nur zwischen Wolken hervorbrechende – *Sonnige* seiner Natur. Etwas von dieser Helligkeit und Heiterkeit der *Sommerwesten*, wie er den Typ der immer Fröhlichen benannte, geht auch in die Verse ein, in denen neben dem großen Lyriker hier der Gelegenheitsdichter zu Wort kommt. Der Erlebnisraum des Privaten, der in der hohen Lyrik sich nur indirekt oder am Rande spiegelt, erschließt sich darum in der meist kleinen Form unmittelbar als eine Welt, die zwar die Enge mit Behagen genießt, aber in der Liebe zum